

Wolfgang Fach

Tintenfische. Bologna und die Professoren¹

Schlüsselwörter: Bologna-Prozess, Politikwissenschaft, Deutschland, Österreich

Tintenfische und Professoren haben eines gemeinsam – beide wissen, wie man Tinte einsetzt, um Wolken zu produzieren, die verhindern, dass andere etwas sehen, was sie nicht sehen sollen. Gerade deutsche Professoren haben sich dieser Technik ausgiebig bedient, als ihnen abverlangt wurde, die sog. Bologna-Reform umzusetzen – eine Reform, die den Lehrbetrieb, so wie sie ihn kannten, tiefgreifend verändern sollte. Wie sich schnell gezeigt hat, liegt der Haken an Bologna darin: Nimmt man das Vorhaben ernst, dann entwertet es wesentliche – intellektuelle wie habituelle, individuelle wie institutionelle – Investitionen, die dem professoralen Lebensstil sein Gepräge geben. So wurde aus dem gesetzlichen Auftrag eine unvermeidbare Zumutung und unerträgliche Einmischung. Beinahe jeder fühlte sich schikaniert, dachte an innere Emigration, wenn nicht gar offene Verweigerung, und erfand für diese Renitenz ein nobleres Anliegen als den eigenen Komfort. Die Reformer verfügten über genügend Macht, um sicherzustellen, dass das Gesetz dem Buchstaben nach befolgt wurde; seinen Kritikern ist es derweil gelungen, ihm den Geist auszutreiben.

Octopuses. Bologna and the Professors

Keywords: Bologna Process, political science, Germany, Austria

Professors and octopuses have one thing in common: They both know how to use ink in order to produce clouds that hide the truth from those not supposed to see it. German professors in particular made ample use of this technique when they were required by law to implement the so-called Bolognareform, a wide-ranging overhaul of most elements of teaching “as they knew it”. As quickly became evident, the hitch with Bologna is this: If taken seriously, it cannot but devalue essential investments, intellectual as well as habitual, individual as well as institutional, that have “framed” the professorial way of life. Hence this new policy was considered an unreasonable demand and an intolerable intrusion. Almost everyone felt victimized, pondered inner emigration or even open resistance, and invented nobler causes for this than his own comfort. The reformers were in a position to enforce compliance with the letter, if not the spirit, of the law. In return, their opponents did what was in their power – while adhering to the letter – to kill its spirit.

Wolfgang Fach

Institut für Politikwissenschaft, Universität Leipzig, Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig

E-Mail: wfach@uni-leipzig.de

Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft (ÖZP), 41. Jg. (2012) H. 3, 323–330

Tintenfische sind raffiniert. Naht Gefahr, produzieren sie ein wolkiges Gebilde, das der Eindringling mit dem Objekt seiner Begierde verwechselt und blindwütig verwirbelt. Teils verwirrt, teils vernebelt verliert er seine Orientierung. Die heikle Situation ist gebannt.

Alles Tinte

Die Gefahr hieß Bologna. Um sie abzuwehren, hat sich das Professorenheer, einem Schwarm belagerter Tintenfische gleich, auf komplizierte Ablenkungs- und Täuschungsmanöver verlegt. Selbst Frau Wintermantel, lange Jahre mit der deutschen Generalverwaltung des europäischen Reformprozesses betraut, ist verwirrt. Im Nebel stochernd glaubt sie, es gebe etwas zu sehen:

„Man muss sehen, dass parallel an einer Reihe weiterer Stellschrauben gedreht wurde: Einführung von Studienbeiträgen, neue Modelle der Budgetverteilung, mehr Wettbewerb in der Forschung. Das hat bei vielen Professoren zur Überlastung geführt – mit der Folge, dass Studiengänge aus Zeitnot mehr formal als inhaltlich umgebaut wurden. Mittlerweile sind die Probleme angegangen.“ (Die Zeit, 26.4. 2012)

Der Befund identifiziert Opfer (Professoren), erwähnt ihr Leiden (Zeitnot) und beklagt das Ergebnis: eine halbe Reform. Zugleich lässt er hoffen: „Mittlerweile sind die Probleme angegangen.“ Die Tinte hat ihre Schuldigkeit getan, eine Reformwolke liegt über dem Land und wird mit Reformwille verwechselt. Daher rührt der treuherzige Glaube, es werde weitergehen, weil doch niemand „halbe Sachen“ wollen könne. Wer aber unter den Professoren überhaupt noch meint, dass etwas „angegangen“ werden müsse, denkt nicht an Fortschritt, sondern träumt vom Ausstieg. Bologna war immer ein Reizwort, nie eine Parole.

In den Feuilletons gehobener Journale, dort wo sich Eisbergspitzen lokalisieren lassen, haben allwöchentlich empörte Bekenner zum Angriff auf Bologna geblasen (oder wenigstens ihren abgrundtiefen Verdruss offenbart). Dafür war Zeit. Das Diplom sollte verteidigt, mit dem Modul Schluss gemacht werden; Paragraphen wollte man unterlaufen, Vorgaben übergehen; der Himmel wurde an-, der Notstand ausgerufen. Zahllose Fronten sind aufgebrochen, an Kampfplätzen hat es nie gemangelt. Kurzum: ein Krieg aller gegen alles, was nach Reform roch. Dabei entpuppten sich die Opfer als Täter, und diese Täter wollten Helden sein. Aber Helden in welcher Mission?

Das Ende der Wissenschaft

Die Regelantwort hieß: Es gelte, Humboldts Vermächtnis zu retten. Doch Humboldt ist schon lange eine Chiffre, gut genug, um den Feind zu markieren, für alles weitere aber unbrauchbar.

Was man einfach vergessen oder gezielt unterschlagen hat: Humboldts ideale Universität war ein „philosophischer“ Verein (Kants „untere Fakultät“), beschränkt auf räsonierende Disziplinen, sprich: solche, für die es kein gesellschaftliches Interesse gab. Rechtswissenschaft, Medizin und Theologie (die „oberen Fakultäten“) standen schon damals im anderen Lager, weil ihre Absolventen für bestimmte Zwecke gebraucht wurden, also festgelegte Stoffe beherrschen mussten. Richter dürfen das herrschende Recht nicht freidenkend zerreden, Ärzte sollen schulmäßig kurieren, anstatt über „das Kranke“ zu räsonieren, und Beichtstühle sind keine Stammtische, bei denen Priester das große Wort führen.

So gesehen ist die Bologna-Vorgabe, Hochschulen mögen gefälligst für die Berufstauglich-

keit (employability) ihrer Schützlinge sorgen, weder Zumutung noch Verrat. Zum selben Resultat führt eine andere Überlegung: Selbst wer „philosophiert“, also – weil er „selbstbestimmt“ studieren will – ein abgelegenes Fach gewählt hat, träumt vom bezahlten, ja pragmatisierten Freidenkertum. Noch viel weniger lässt sich die große Masse von hochfliegenden Idealen zu selbstgenügsamen Exerzitien hinreißen. Sie schätzt Einsichten nur, wenn damit auch Aussichten verbunden sind: „Idealerweise sind die Universitäten der Erforschung der Wahrheit verpflichtet. Aber realistisch betrachtet wollen die meisten Studenten Jobs haben.“ (Gerard Casper, Ex-Präsident der Stanford University, in: DIE ZEIT, 12.7. 2012).

Den Gegenreformatoren – allesamt bekennende Hüter der Wissenschaft – ist dieser Realismus zwar grundsätzlich suspekt, doch als Vehikel des Widerstands kam er ihnen durchaus gelegen, weil sie im Namen seiner geistlosen Geschöpfe über Bologna den Stab brechen konnten. Würde hier nicht mutwillig eine ganze Generation am Altar bürokratischer Phantasien geopfert? Employability – wer beherrscht denn nach drei Jahren sein spezielles Metier hinreichend gut, um professionellen Ansprüchen zu genügen? Bachelor-Chirurgen? Bachelor-Juristen? Bachelor-Bischöfe? Totgeburten, durch die Bank. Niemand bei Sinnen will von Schmalspur-Ärzten behandelt, von halbgaren Juristen verteidigt, von dilettierenden Theologen getröstet werden. „Obere“ Fakultäten haben volle Programme, damals wie heute, mit oder ohne Bologna.

Aber alle Zöglinge einfach behalten wollte man auch nicht, sind unter ihnen doch immer viele, die mit dem erwarteten Niveau Schwierigkeiten und mit höheren Weihen nichts am Hut haben. Früher hätte sich der Fall von alleine erledigt – Selbstselektion durch Studienabbruch war ein verlässliches Hausmittel gegen das intellektuelle „Völlegefühl“. Doch inzwischen galt diese wissenschaftsschonende Lösung als volkswirtschaftlicher Skandal.

Was tun? Hinter vorgehaltener Hand kursiert schon früh ein verblüffend simpler Plan: Müsste der Überdruck nicht schlagartig aus den Hörsälen entweichen, wenn reglementierte Abbrüche als regelrechte Abschlüsse gelten und nichtsnutzige Abbrecher zu berufstauglichen Absolventen avancieren? Bierdeckel-Bologna (Kühl 2012). Ein Wunderwerk auf kleinstem Raum. Alle Bedürfnisse wären bedient, die Furien des Fortschritts für immer besänftigt worden, hätte das studierende Publikum mitgespielt. Doch dessen Sinn stand nach Bleiben. Zu lange und zu laut hatten Bologna-Verächter hinausposaunt, dass „der Bachelor“ nichts wert sei.

Alles in allem: Winkelzüge, Widersprüche, Wortgeklingel. Gleichwohl brüstet sich das Lager des Widerstands zweier Heldentaten: die Wissenschaft vor dem Arbeitsmarkt und, en passant, den Arbeitsmarkt vor Absolventen gerettet zu haben. Wie steht es damit?

Wer am wirtschaftlichen Wert eines halbierten Studiums zweifelt, müsste sich vorher eigentlich fragen: Wen interessiert überhaupt, ob „Philosophen“ ihre Fächer vollständig und buchstäblich abgearbeitet haben? Hört man von Klagen, dass diese Leute nicht lange genug studiert hätten? Sind Forderungen laut geworden, solche Fächer müssten „in ihrer ganzen Breite“ beherrscht werden? Politologen ohne Sinn für Cicero, Historiker mit Canossa-Lücken, Soziologen, denen Luhmann nichts sagt, Germanisten, deren Geduldsfaden beim Minnesang reißt – sind sie allesamt, ihren Kollegen aus Kants „Oberschicht“ vergleichbar, schlicht Mängelwesen? Nur deshalb überhaupt bemerkenswert, weil sie rechtzeitig gemerkt haben, wie wenig „Köpfe der zweiten Klasse“ (Friedrich Schleiermacher) für tiefere Blicke und höhere Zwecke taugen?

Wer keine fertigen „Philosophen“ sucht, wird mit unfertigen gerne vorlieb nehmen. So einfach ist es. Sie müssen halt ein bisschen mehr bieten als ihre zeitsparende Unfertigkeit und den Nachweis, Grundlagen memorieren zu können.

Genau dieses „Bisschen“ mag freilich zählen, sollte die Sache der Wissenschaft seinetwegen Schaden nehmen. Träfe jener allgegenwärtige „Gemeinspruch“ (Kant) ins Schwarze, dass theo-

retische Argumente keinen praktischen Nährwert haben, dann wäre auch das Umgekehrte richtig: Alles, was nach Praxis riecht, belastet den Gedankenflug.

Wie es um diesen Verdacht steht – darüber nachzudenken, haben sich Frau Wintermantels Gehilfen pflichtgemäß zur Aufgabe gemacht. Ihr vorläufiges Fazit (ein endgültiges steht bis heute aus, weil sich später niemand mehr darum gesichert hat): „Der Wert der Forschungsorientierung und des forschenden Lernens darf in keinem Studienabschnitt unterschätzt werden, da die mit beidem verbundene Methoden- und Problemlösungskompetenz zu einer Beschäftigungsfähigkeit führen, die nicht an enge Berufsbilder gebunden ist und auch den Weg in eine wissenschaftliche Karriere öffnet“ (HRK-AG 2010). Notabene: Wissenschaft soll aus *keinem* „Studienabschnitt“ verbannt werden, da sie in *jedem* Wunder wirken kann, für sich *und* den Markt.

Humboldt plus, wenn man so will: das hohe Lied der Forschung durch Lehre, ergänzt um den verblüffenden Hinweis, dass dafür keinerlei Weltflucht in Kauf genommen werden müsse, weil Wissenschaft und Arbeitsmarkt, genauer betrachtet (oder klüger beurteilt), dasselbe Anforderungsprofil besitzen. „Philosophen“ könnten dann aus ihrer Unterwelt aufsteigen, die „Philosophie“ würde eine „obere Fakultät“ – zur Halbzeit womöglich noch leichter als am magistralen Ende.

Wie es um die Attraktivität von Absolventen steht, deren besondere Kompetenz darin besteht, mit Methode (irgendwelche) Probleme zu lösen, wäre noch zu prüfen; dass sich dieses Wissen aus jedweder Materie herauslösen lässt, müsste man erst zeigen. Das letzte Wort darüber ist nicht gesprochen, geschweige denn der erste Schritt gemacht. Doch niemand spricht und niemand macht. Stattdessen bleibt alles beim Alten: Gefüttert, geübt, geprüft wird Grundwissen-erinnerungsfähigkeit, die Nahrung jenes bescheidenen Geistes, den man eigentlich austreiben will.

Dafür sollte jemand auf Biegen und Brechen kämpfen wollen. Bologna muss mehr bedroht haben als diese Misere.

Das Ende der Fächer

Zu reden ist von einem Monster, dem Modul, das Kurse ausspuckt und Studiengänge frisst. Eigentlich kein Thema mehr, sollte man meinen, sind doch Vollzugsmeldungen aus allen Ecken und Enden gekommen, von Wien bis Wuppertal, von Leipzig bis Linz, von Graz bis Göttingen: Modularisierung abgeschlossen.

Eine ganz andere Frage ist, welches der zigtausend Module seinem Namen wirklich Ehre macht. Wo findet sich das vorgesehene Cluster „zeitlich begrenzter, in sich geschlossener, methodisch und/oder inhaltlich ausgerichteter Lehr- und Lernblöcke, die konsekutiv sowohl innerhalb eines Faches als auch aus verschiedenen Fächern unterschiedlich kombiniert werden können“, dazu noch „unabhängig von Studiengangsstrukturen“ – so wie das Gesetz es befiehlt? Man kann lange suchen.

Zum Beispiel Wiens Politikwissenschaft. Frisch modularisiert sie Aufklärung en gros und en détail. Studierende werden mit wissenschaftlichem Arbeiten vertraut gemacht, erfahren etwas über empirische Sozialforschung, lernen Österreich samt Europa kennen; jeder darf sich an vergleichenden Analysen erproben, desgleichen stehen die Anfangsgründe internationaler Politik auf dem Programm; auch Theorie-Themen kommen zu ihrem Recht, tagesaktuelle Angebote eingeschlossen (Governance-Analysen); nicht zuletzt, Wiens Markenzeichen, das Gender-Problem in diversen Facetten. „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen, und jeder geht

zufrieden aus dem Haus.“ So oder so ähnlich wird es wohl sein – *und war es schon immer*. Die Reform ist heil überstanden, der moralische Verschleiß abgewendet.

Ein Schuft, wer Schlechtes dabei denkt. Denn was auch immer der Bologna-Bürokratie durch den Kopf gegangen ist, als sie die Herrschaft des Moduls ausgerufen hat – dass das modulare Regime epistemische Fundamente einreißen würde, war ihr nicht hinreichend bewusst. Wie anders soll sich Politikwissenschaft ausdifferenzieren als in: Innen, Außen, Vergleich, Theorie etc.? Diese Kategorien sind, unter Eingeweihten kein Geheimnis, zwar mentale Krücken; doch genau darin liegt ja ihre Funktion – sonst würden Klassiker verkümmern, Themen verstauben, Gebiete verschwimmen. Ähnliches gilt für andere Ordnungen, die den Beteiligten in Fleisch und Blut übergegangen sind: dass Wissen, Gebiet nach Gebiet abschreitend, langsam zunimmt; oder von der Oberfläche (Übersichten) in verschiedene Tiefen hinab steigt (Schwerpunkte); oder passend gegliederte Lehrformen verlangt: Vorlesungen, Tutorien, Übungen, Seminare, Forschungskolloquien; oder auch: durch festgelegte Prüfungsriten (Klausur, Referat, Hausarbeit) seinen Stand belegen kann.

Würde das alles aufgegeben – wie könnten die Verantwortlichen dann noch garantieren, dass ihre Schutzbefohlenen alles Nötige und alles richtig studieren? Selbst wenn nichts sonst an ihm hängt – Verantwortung *as we know it* benötigt solche Arrangements. Bilanzrechnungen sind in den Betrieb eingelassen, Themen, Kurse und Prüfungen wie Perlen aufgereiht: vollständig, lückenlos, linear abgestuft. Diese quasi-sakrale „Kette der Wesen“ (Lovejoy 1985) bräche auseinander, bekäme Bologna sein Recht. Das Resultat wäre Anomie, für Fächer nicht weniger fatal als für Menschen. Ordnung muss sein, gegebenenfalls eine andere, wenn die Kosten der gewohnten zu hoch sein sollten.

Teuer genug kommt sie ihre Protagonisten jedenfalls zu stehen. Der Preis: Den Disziplinen ist die Welt abhandengekommen. The world has problems, not disciplines – und Probleme haben Aspekte, nicht Kurse (ob neu drapiert oder nicht). Um beim Beispiel (Politikwissenschaft) zu bleiben und daraus eines zu nehmen: OCCUPY. Dieses Phänomen hat für Schlagzeilen gesorgt, besonders die kategorische Weigerung des „atomistischen Haufens“, sich repräsentieren zu lassen. Den staatlichen Akteuren, auf repräsentative Umgangsformen geeicht, bereitet das Stimmengewirr Kopfschmerzen, ihre Routinen verlangen nach Vertretern oder Sprechern. Die Politik hat also ein Problem – der Politischen Wissenschaft ist es seit langem bekannt, zumindest dem Namen nach: kein Curriculum ohne „Repräsentation“.

So kommt das Problem unter die Räder des Faches und wird fach-gerecht zerstückelt. Manche schlagen den Fall der Politischen Theorie zu oder wollen innenpolitische Turbulenzen an ihm demonstrieren; andere mögen ihn fürs Studium sozialer Bewegungen reklamieren; auch lassen sich über Nationen hinweg („komparatistisch“) Parallelen ziehen; und warum nicht das sozialwissenschaftliche Methodenspektrum an ihm durchexerzieren?

Vieles ist denkbar und ergibt Sinn – aber nur für den, der mit „dem Problem“ vorher hinreichend Bekanntschaft gemacht hat. Doch was wird davor gewesen sein, sofern überhaupt etwas war? Im Zweifel eine Ansammlung mühsamer Versuche, Leute, die nichts sehen, mit „Übersichten“ vollzustopfen und Hirnen ohne Ahnung vom Grund „Grundwissen“ einzutrichtern.

Wer „das Problem“ vermitteln will, müsste andere Vorkehrungen treffen. Man schicke die Lehrlinge, mit Rousseau oder Edmund Burke im Kopf, auf den Stephansplatz, damit sie das, was ihnen dort widerfährt, am Wissen ihrer Meisterdenker messen, sich von assortierten Ordnungshütern (Volksvertretern, Polizisten, Beamten) erläutern lassen und mit Berichten aus nahen oder fernen Ländern vergleichen. Am Ende würden erste Erkenntnisgewinne bilanziert, hinderliche Wissenslücken notiert, fachspezifische Blickwinkel ausgeleuchtet, erhobene Daten evaluiert

sowie leidige Theorie-Praxis-Unterschiede reflektiert (was die Kapazität selbstherrlicher Lehre natürlich übersteigen würde). Man kann vermuten, dass Methoden- und Problemlösungskompetenz hier ihren Ausgang nimmt.

Aber die Zunft wollte es anders, aus Sorge darüber, mit dem Kanon ihre Identität und Existenz zu verlieren. Bologna-Reformer haben für diese Angst wenig übrig: *The world has problems*. Punkt. Disziplinen wirken da wie Fremdkörper, das „Fach“ enthüllt seine Künstlichkeit: ein Hirngespinnst, ins Leben gerufen, am Leben erhalten durch verbandliche Beschlüsse, ministerielle Vereinbarungen oder auch lokale Absprachen. Weil aber Investitionen gefährdet, Bestände bedroht und Perspektiven verdüstert werden, hat jede Attacke das Zeug zur Apokalypse. Die Ruh' war hin.

Das Ende der Forschung

Auch in Professoren wohnen zwei Seelen – die eine will ihre Ruhe haben und die andere damit etwas anfangen. Den Bologna-Stress hat man deshalb als massive Störung empfunden, zumal er, Frau Wintermantels berechnete Klage, nur einen Teil der Belastung ausmacht: „Einführung von Studienbeiträgen, neue Modelle der Budgetverteilung, mehr Wettbewerb in der Forschung“ – das alles war auch noch zu schultern.

Effektivität, Exzellenz, Employability: diese Dreifaltigkeit wurde den Gehirnen eingehämmert, und keine Parole hat mehr Köpfe zerbrochen als gerade die letzte. Daran ändert nichts, dass landauf, landab Hochschul-Trupps, anstatt „Leuchttürme“ zu errichten, Reformgräber geschaufelt haben. Im Gegenteil: Erst der (Blockade-)Aufwand hat ihnen so zugesetzt, dass sie am (Reform-)Aufwand fast verzweifeln wollten.

Endlos lange hat man alleine darüber gebrütet, wie die heilige Kuh der Zeitsouveränität zu retten sei. Selbst Pseudo-Module vernichten Flexibilität und legen dem Freiheitsdrang ein Korsett an – speziell für „Philosophen“ etwas völlig Unbekanntes, ja sogar, wie sie meinen, zutiefst Abträgliches (weht doch ihr Geist, wenn er will, nicht, wenn es Bologna passt). Doch jetzt mussten Tage, ja Stunden zugeteilt werden, um Überschneidungen im Lehrangebot zu vermeiden. Rasonement und Regeneration mochten dann schon mal leiden, wenn keine Möglichkeit bestand, lästige Zeiten auf kleinere Geister abzuwälzen. Seit vielen Generationen kann gehobene Pädagogik am ehesten zwischen Diens- und Donnerstag erwartet werden – altmodische Kursprogramme mit ihren paradisischen Freiheitsgraden haben darauf Rücksicht genommen. Wenn sachlich nichts mit nichts so richtig zusammenhängt, lässt sich zeitlich fast alles schieben, beliebig platzierbare Prüfungstermine und elastische Korrekturfristen eingeschlossen. Allerschlimmste Fälle sind manchmal vor Gericht gelandet, doch aufs Ganze galt: *laissez faire, laissez passer*.

Nicht jedes Fleckchen Freiheit konnte verteidigt werden, doch um jedes Fleckchen hat man gerungen – für sich, den Geist und das Abendland. Totale Defensive war angesagt. Doch in ihrem Windschatten ist zugleich etwas anderes passiert: Attacken wurden geritten und Annexionen geplant. Die Lage lud zur „Landnahme“ direkt ein: Vieles stand plötzlich zur Disposition, an vielem konnte daher gedreht werden.

Wer unter denen, die noch etwas „wollten“, war schon saturiert, zufrieden mit dem Platz seiner Spezialitäten im Curriculum oder seines Faches neben den anderen? Wurde Studierenden nicht zu viel Einsatz für weniger Wichtiges aus nachrangigen Sparten abverlangt? Solche Schief-lagen ließen sich jetzt gerade rücken, wenigstens den Versuch musste man starten. Credit points erschienen als willkommenes Geschenk, um thematische Gewichte zu verschieben, und *workload-*

Portionen konnten vielleicht so umverteilt werden, dass sie dem überlegenen Wert des eigenen Wissens entsprechen würden. Am Ende standen Waffenstillstände, deren Bestimmungen weniger Reformziele denn Machtverhältnisse reflektierten.

Auch schien es nahezuliegen, bei dieser Gelegenheit allgemein höhere Standards (Zulassung, Anwesenheit, Prüfung) durchzusetzen, um dem gewissagten (weiteren) Niveauverlust so weit wie möglich vorzubeugen. Von derselben Angst getrieben war das verbreitete Bemühen, Studiengänge noch deutlicher als bisher zu spalten, sodass Masse (BA) und Klasse (MA) den jeweils angemessenen Stoff erhalten würden: jene sollte abgefertigt, diese hochgepöppelt werden – bis hin zur exklusiven Doktorandenpflege auf Deputat (*graduate schools*). Die „Flucht in den Master“, schon bei Studierenden nachzuweisen, fand unter Lehrenden ihre Entsprechung, Bologna wurde auf beiden Seiten abgeschrieben.

Viele haben so ihre Pläne geschmiedet. Manche Intentionen waren sozial verträglich, doch mehr noch gerieten aneinander; das Getümmel verschlang endlos viel Zeit, und die Unpässlichkeiten nahmen dort, wo sich „Gewissenskonflikte“ entzündet hatten, zuweilen skurrile Formen an. Nicht selten gewann diese Dynamik so viel Eigenleben, dass Vorgaben nur noch als Vorwände behandelt wurden – ein gefundenes Fressen für bestellte Akkrediteure, deren umstrittene Arbeit sich durch die Anzahl aufgedeckter Verfehlungen rechtfertigen musste (Österreich ist da etwas laxer zu Werke gegangen). Meist wurde den richtigen Buchstaben des Gesetzes erst dann Genüge getan, als die fälschen schon in Bestimmungen gepackt, zu Verordnungen gebündelt, an Kontrolleuren gescheitert und erneut zu Papier gebracht waren. Wer das Spiel inbrünstig genug betrieben hat, ist am Ende auf Tonnen von Akten sitzen geblieben – voller Paragraphen mit dem Potential, den Zeitaufwand ihrer Produktion zu verewigen.

Kurzum: Das Arbeitsvolumen war zum guten Teil ein Ergebnis des Widerstands, die Zeitknappheit ein Resultat der Verweigerung. Am Lamento sollte sich deswegen nichts ändern – den Professoren gefiel es, reihenweise zu verzweifeln. Ihr Leiden hat zwar keinen Namen („ausgebrannt“ wollte niemand sein, schließlich wurde dieser Zustand von verschlissenen Schullehrern als Gattungsmerkmal reklamiert), doch kennt es einen Satz: „Man kommt nicht mehr zum Eigentlichen.“ Das Eigentliche aber ist die Forschung – im Kontrast zur Lehre, die unter den Martern aller Arten ihren festen und vorderen Platz innehat.

Die obskure Bereitschaft, Bologna erst zu boykottieren und den Boykott Bologna dann anzulasten, würde am Verstand der handelnden Personen zweifeln lassen, gäbe es da nicht diesen unausrottbaren Widerwillen gegen das zugemutete Lehrpensum. Entspannte Beobachter, von olympischen Höhen (Cambridge, Stanford) herab auf deutsche Niederungen schauend, können sich keinen Reim darauf machen: eine Lehrallergie ausgerechnet bei Humboldts Erben. Sie haben natürlich gut reden und doch auch recht – manche Eule müsste man bei Gelegenheit nach Athen tragen.

Denn seitdem „Humboldt“ nur noch auf der Zunge liegt, Humboldts Botschaft (Forschung durch Lehre) sich aber gefallen lassen muss, entweder korrigiert (Lehre aus Forschung) oder gar pervertiert zu werden (Forschung statt Lehre), sind Studierende reiner Ballaststoff geworden: fürs Leben notwendig, aber weitgehend unverdaulich. Beim Gewährsmann hingegen waren sie, gerade die „philosophisch“ Interessierten, ein wertvolles und (damals) auch knappes Gut – der verständige Professor würde ihnen sogar hinterherlaufen, wohl wissend, dass beide Seiten „für die Wissenschaft da“ sind: hängt doch sein Geschäft „mit an ihrer Gegenwart und würde, ohne sie, nicht gleich glücklich von statten gehen“ (Humboldt 1993, 256). Damit wird eine bestimmte Einstellung beschrieben, mehr nicht. Alles Weitere fällt ins Reich aufgeklärter Didaktik, für die sich freilich kein Mensch interessiert.

In der Tinte

Die Gefahr ist gebannt. Von den Eindringlingen ist nichts mehr zu sehen, sie reformieren inzwischen woanders. Das Wolkenmeer aber bleibt, und alle sitzen in der Tinte. Da sind Oktopusse besser dran. Doch es gibt auch eine gute Nachricht: „No system of education known to man is capable to ruin everyone“ (Otto Neugebauer, zit. in: Grafton 2012).

ANMERKUNGEN

- 1 Der Text geht zurück auf einen Diskussionsbeitrag zur Tagung „Politische Theorie in der Krise?“, die am 27. und 28.4. 2012 an der Universität Wien stattgefunden hat. Seine Schlagseite – die Bologna-Misere wird als Professoren-Problem abgehandelt – mag überraschen, ist indes nicht aus der Luft gegriffen, sondern das Resultat beobachtender Teilnahme auf verschiedenen Schauplätzen (Dekanat, Prorektorat, Akkreditierungsagentur). An diesen Erfahrungen gemessen, lässt sich die Einseitigkeit begründen; Verallgemeinerungen darüber hinaus sind polemisch gemeint.

LITERATURVERZEICHNIS

- Grafton, Anthony* (2012). Can the Colleges Be Saved?, in: The New York Review of Books, May 24, 2012.
HRK-AG (2010). Referenzrahmen für die Qualität der Lehre. Thesenpapier (Stand: 15.4. 2010).
Humboldt, Wilhelm v. (1993). Werke in fünf Bänden (hg. von Andreas *Flitner* und Klaus *Giel*), Bd. 4. Darmstadt 1993, 256.
Kühl, Stefan (2012). Bierdeckel-Bologna, in: DIE ZEIT, 10.5. 2012.
Lovejoy, Arthur O. (1985). Die große Kette der Wesen. Frankfurt am Main.

AUTOR

Wolfgang FACH hat an den Universitäten Konstanz (bis 1991) und Leipzig (bis 2011) Politische Theorie mit dem Schwerpunkt Ideengeschichte unterrichtet. Er war Dekan der Fakultät für Sozialwissenschaft und Philosophie (2002–2006) und im Anschluss daran Prorektor für Studium und Lehre (bis 2011).